

Die Marquardten [Fortsetzung]

Autor(en): **Baumgartner, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571760>

Nutzungsbedingungen

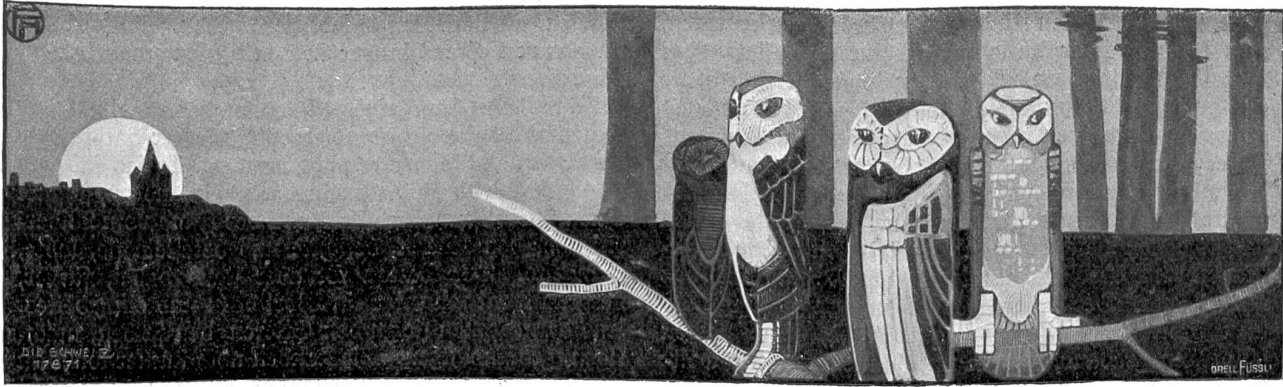
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Stimmen der Nacht

Wohin? Wohin?
Lau schläft am See die weiche Nacht
Und hat im weiten Lande
Wald, Strom und Menschen müd gemacht.

Ein Tönen ist erklungen
Aus dumpfen Erdentiefen her
Und hat sich zart erschwungen
Ins Reich der Luft und tönet
Wie Harfen zart und Glocken schwer.

Wohin? Wohin?
Mich hat ein Ton gerufen

Aus dumpfen Erdentiefen her,
Führt über dunkle Stufen
Empor und sehnsüchtig weiter...
Nun schwingt er aus und tönt nicht mehr.

Ein Nachtgevägel rauschet
Vorüber und schlägt mit den Flügeln —
Schon schmilzt es über den Hügeln
Ins dunkle Schweigen und rauschet
Und fragt und lockt nicht mehr.

Hermann Hesse, Bern.

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Langsam hob die Winternacht ihre grauen Wimpern überm Felde, und traulich gudte schon das Zwieli durch die Ritzen und den offenen Fensterladen. Noch huschten bunt und flüchtig wie Schmetterlinge selige Kinderträume über die Bettlein der Kleinen, als von der Stube herauf durch die offene Kammerluke schwer und süßlich der Geruch frischen Backwerkes stieg. Wohligh und doch etwas bedrückt zugleich seufzten die kleinen Schläfer, und ihr warmer Atem formte in der Kühle der Kammer weiße Wölklein, die wie leichte Kinderwünsche und Seifenblasen ein Stücklein anstiegen, um dann rasch und klanglos zu vergehen. Ihre Backen aber glühten, und unermüdet schickten diese roten kleinen Vulkane ihre heißen Traumräuchlein hinaus in die kühle Wirklichkeit der Kammer.

Nächtens war das Christkind doch gekommen und hatte drei Brotweiblein für die Buben und zwei Brotmännlein für die Mägdlein auf den nußbaumenen Tischrahmen gelegt, der zum Feste in frischem öligem Glanze lachte. Das Herrliche aber bargen fünf tiefe braun-irdene Suppenteller, in die nach Maß und Gerechtigkeit Rüsse und Birnen und dürre Pflaumen verteilt waren. Emsig und lautlos hatte die Marei das alles geschafft, als der Marquardt eintrat, Schnee an

den Schuhen, aber mit hellen Augen und einem Papier sack unterm Arm, der voller Lebkuchentütchen stak. Umständlich und voller Sorgfalt nahm er einen Brotmann um den andern, stülpte ihm die Lebkuchentüte gleich einem Feldherrenhute auf den Kopf und brummte dazu. Die Marei hantierte noch eine Weile und sah indes verstohlen seinem wunderlichen Wesen zu. „Marquardt,“ sagte sie dann, ihre Stimme klang schwankend und nicht ganz sicher, „Marquardt, ich habe dir halt nichts — ich...“ Darauf der Marquardt: „Dummheiten, Marei! Und ich? Ich habe dir noch weniger — weniger als nichts. Ich nehme dir ja das, was du hast!“ „Marquardt...“ fährt ihm die Marei bittend in die Rede. Aber er nickt nur ein paarmal steif mit dem Kopf: „Ja, ja, Marei...“

Nicht lange darnach sahen sie alle rund um den Tisch: die Mutter mit dem Kleinsten nach dem Ofen und der Tür zu — denn ihr Weg ist zwischen Tisch und Herd — der Vater obenan, mit dem Rücken gegen das Fenster, sodas er alle schön im Licht und vor Augen hatte, rechterhand den Marquardtlein und das Mineli, zur Linken den Bernhardli und das Mareieli, die noch ab und zu der mütterlichen Nachhilfe bedurften, um sich ihres Sitzes würdig aufzuführen. Und wie sie alle

so da saßen, kam den Kindern der Ehrgeiz, zu erweisen, was sie das Jahr durch gelernt und geübt. Das Mineli brachte dem Vater ein paar selbstgestrickte Socken, der Marquardlein stellte sich in Positur und hielt eine gereimte Ansprache, der Bernhardtli vergaß seine Scheu und sagte das „Vaterunser“ her und den „Glauben“ ohne Stoden, und sogar das kleine Mareli wußte einen kurzen Betspruch. Drauf füllte schnell fröhliche Spielseligkeit, von Zeit zu Zeit durch Küßknaden unterbrochen, die niedrige Stube und bald das ganze Haus. Der Vater aber saß mit aufgestützten Armen breit und vorgeneigt am Tische, seine Augen schweiften gradaus, sann und sann, in eine weite helle Ferne sann sie zurück, weit zurück. Und unten am Tische, nahe dem Ofen und der Türe, mit dem Kleinsten auf dem Schoße, saß die Marei, blassen, übernächtigen Gesichtes, und schaute hinüber zu dem sonderbaren härtigen Manne, dem Marquardt. Wehmütig umzuckte ihre Lippen ein verflagenes Lächeln, und ihre Augen glänzten feucht hinüber zu dem seltsamen härtigen Manne, dem Marquardt, dem sie so zugetan war.

Nach einer langen Weile begann der Vater: „Marei, ich hab's nun bedacht. 's ist nicht so bö. Wir mögen's noch g'machen.“ Drauf die Marei: „Siehst, Marquardt!“ Ihre Stimme zitterte ein wenig, wie von Erwartung. Aus ihren Augen aber blickten verstoßene Klänge. „Wir mögen's g'machen,“ fuhr der Vater fort, „ich will die Stiere verkaufen. Sie bringen mir wohl fünfzig Döbelein (Dublonen). Dann hat der Lang sein Geld!“ Die Marei hatte ihn scharf im Auge behalten bei seiner Rede und sah wohl, wie sich sein Gesicht in Schatten legte und finstrier wurde. Aber nur einen Augenblick, dann war er wieder der alte. „Wenn es sein muß,“ meinte sie. Da schlug der Marquardt mit der Hand auf den Tisch, daß die Brotmannlein und -weiblein tanzten, und lachte bö und bitter: „Es muß wohl sein! Wer weiß,“ setzte er dann tief und nachgrollend hinzu, „wer weiß, es muß vielleicht noch viel mehr sein!“ — Die Marei war zusammengesunken, das Kindlein auf ihrem Schoß wimmerte, die Kleinen waren ihr nahe gerutscht, und die Großen saßen geduckt. „Es wird ja wohl daran genug sein,“ setzte nach einer Weile der Marquardt, wie beruhigend, hinzu, „und umkommen tun wir eineweg nicht, wo wir so werklame Kinder haben.“ Und dabei legte er dem kleinen Marquardt die Hand auf die Achsel und nickte dem Mineli zu. Eine Weile darauf war er fortgegangen.

Am selbigen Abend noch brachte er einen Käufer aus dem Leuen herüber. Der bot aber nur vierzig Dublonen und wohnte im Oberdorf, also daß der Handel nicht zustande kam. Zwei Tage darauf kam die Base, des Langen Frau und Marquardts Schwester, zur Marei auf die Stube und hinterbrachte ihr, der Lang möchte die beiden Stiere wohl für ein hohes Geld kaufen. Wenn ihm der Marquardt zu Willen wäre, so möchte er auch sicherlich aufhören, ihn zu plagen mit Brief und Erbtteil. Aber es ward auch aus diesem Handel nichts. Denn als die Marei davon eines Abends bei der Suppe anhub, kam der Marquardt derart in die Wut, wie ihn die Marei noch nie erlebt. Eher werde er seine Büchse laden und der ganzen Sach' ein Ende

machen, als dem Lang die Stiere geben. So schrie er, und dann lief er hinüber in den Leuen und vertrank seine Wut.

Und dann kam eines Morgens der Rechte. Der Leuenwirt hatte ihn herübergeschickt. Der bot fünfzig Dublonen, nicht mehr, nicht minder. Er sah sich den Stall an und die Kühlein, eins nach dem andern, schaute ihnen übers Kreuz und strich mit der Hand vom Widerriß über den Rücken, befühlte und betastete sie, lobte, mangelte. Der Marquardt aber stand dabei, finstrier, vergrämt, tat mitunter ein Wort dazu und ein zweites. Und dann kamen sie zu den Stieren, den salben, mächtigen, großknochigen. Sie standen noch immer wohl im Futter, stießen und schlugen nicht, und der Marquardt wußte auf alles, was der andere vorbrachte, nur immer zu wiederholen: „Sie sind nicht leid, ja, ja, sie sind nicht leid!“ Mit Herzklopfen saß indessen die Marei in der Stube und wartete auf den Ausgang des Handels. Sie hatte schnell ein paar weiße Linnen über den Tisch geworfen, ein Maß Most holen lassen und Brot daneben gestellt. Sie sah, wie die Männer aus dem Stall kamen. Der Marquardt schwieg, der Käufer sprach. Langsam gingen sie so, auf dem Wege öfter ihre Schritte anhaltend, zum Leuen hinüber.

Es wurde Mittag, Nachmittag. Von einer halben Stunde zur andern lief die Marei schnell auf die Hofstatt und schaute zum Leuen hinüber, um dann trüben, enttäuschten Gesichtes nach einer Weile Harrens wieder ihre Stube aufzusuchen. Da endlich, es ging auf Besperzeit, vernahm sie heftiges Türschlagen über die Straße, und, hinaustretend, gewahrte sie den Fremden mit dem Marquardt in heiterem Gespräch und beide wohlgelaunt am Kirchhof vorüber daherkommen. Sie atmete auf und ging in die Stube. Dann führten die Männer die beiden stattlichen Tiere in die Hofstatt und banden sie an. Während der Fremde sie noch einmal besah, trat der Marquardt roten Gesichtes und mit unsicherem Wesen in die Stube. „Sie sind verkauft,“ sagte er, und es schien, als wollte er noch etwas hinzufügen. Da begegnete er dem trüben Blick seines Weibes, schwieg und verlor die rote Fröhlichkeit, in die ihn der Wein getaucht. Nach einer Weile setzte er trüb und düster hinzu: „Bring ihm einen Most und komm auch heraus!“ Dann begab er sich auf die Hofstatt zu den Stieren. Bald folgte ihm die Marei, und auch der Marquardtlein und das Mineli traten leise, halb versteckt hinter der Mutter, zu der Gruppe. Der Käufer war wohlgelaunt, und als er die Kinder sah, faßte er eins ums andre, setzte beide auf die stattlichen Stierentrüden und band die Tiere los. Die Marei aber wollte 's ihm widerreden; denn sie fürchtete stets gleich ein Unglück für die Kinder. „Laß sie nur hoden,“ sagte da der Marquardt, „sie mögen die Welt auch noch einmal von oben angaffen.“ Und nach einer Weile setzte er finstrier hinzu: „Wer weiß, ob sie je wieder so hoch kommen, wie ein Stiersrüden!“

Als die Stiere mit ihren kleinen Reitern am Langenhaus vorüber trotteten, vernahm man von dort her aus der Stube heftiges Schimpfen und Türschlagen. Es wär eine Schand — eine Schand — daß ein solches Paar Stier, solches Paar Stier — aus dem Dorf gegeben würde — von einem Bankrotter, Bankrotter

... Aber der Lang werde nichts verlieren — beim Sakrament, Sakrament ... und dazwischen immer wieder die Stimme der Base, scheltend, beschwichtigend.

In der Hoffstatt aber stand der Marquardt. Als der Fremde die beiden Tiere losgebunden, hatte er sich umgewandt, es zwängte ihm die Kehle, er mußte sich räuspern. Er wollte etwas mit der Marei reden; aber es fiel ihm nichts ein, denn sie sah ihn immerfort an, groß und sonderbar. Da wünschte ihm der Fremde ein „Bhüt Gott“, halbwegs drehte er sich nun nach dem um und gab ihm die Hand, sagte kein Wort. Wie aber nun der Stecken des Fremden klatschend auf den Rücken der Stiere sauste und die Tiere dumpf aufbrüllten, als kennten sie ihr Los, da begann er wild an seinem überhängenden Schnauzbart zu nagen und schob den Hut in die Stirn. Dann ging er plötzlich von dannen, dem Oberdorf und dem Walde zu.

Ob die Marei ein Wort hätte sagen mögen, war er schon weit voran, im weichen tauigen Schnee der Straße heftig ausschreitend. Er lief, wie einer, der Eile hat zu einem Begräbnis. Mochte er laufen. Sie hatte wohl bemerkt, wie ihm das Wasser hoch an den Augen stand — mochte er trockenen Auges wiederkehren.

Ein paar späte Strahlen sandte die rote sinkende Sonne noch schräg herüber, daß die tiefen Spuren der fortrottenden Stiere noch ein paarmal munter und warm aufblinzelten, goldene leuchte Fünklein spendend, ehe der Abend mit schweren grauen Schleiern alles umhüllte.

Die Kinder kamen fröhlich von ihrem Ritte zurück, und noch immer stand die Marei auf der Hoffstatt und starrte in den Schnee auf die Stapfen, als suche sie nach verlorenem Gut und Glücke. Dann wurde es ganz Nacht und kalt. Die Kinder fröstelte, und aus dem Hause tönte das Weinen des Kleinsten, das schon vor einer ganzen Weile eingesezt, lauter und mahnender, und nun drang es bis zum Ohr der Marei, daß sie erschraf und hineinlief, des Kindleins zu warten.

Es war spät am Abend, wohl um die neunte Stunde. Die Großen spielten noch, die Kleinen waren zu Bette, der Tisch abgeräumt, der Vater noch nicht gekommen. Bläß und müd saß die Marei über den Stidrahmen gebeugt, und indes sich ihre Stiche und Kreuzlein langsam zu zierlichen Ornamenten reiheten, stand ihr Geist immer noch auf der Straße, schaute den Weg hinaus ins Grau der Dämmerung und suchte, suchte. Je mehr die Marei aber ihren Kopf abquälte, je mehr sie sann und suchte, umso einsamer, umso verzweifelter wurde ihr zu Mute, dergestalt, daß sie zuletzt in Tränen ausbrach, ihren Stidrahmen von sich stieß und laut aufschluchzend in die Nebenkammer lief. Erschrocken sahen die Großen beiden auf, und gleich hing auch schon das Mineli an der Mutter Schürze und weinte mit, ob sie schon nichts anderes wußte, als daß die Mutter betrübt sei, was ihr aber Grund genug zu eigener Betrübniß gab. Wie aber nun die Kinder die Marei fragten, was ihr wäre und worüber sie weine, da schüttelte sie lange nur den Kopf und gab sich den Tränen hin. Zuletzt aber schluchzte sie: „Mich quält die Angst — die Angst!“ und indem sie beide Kinder an den Armen nahm, sagte sie: „Kommt, wir wollen beten!“ Und sie kniete auf die harte Tannenstufe, die aus der Stube in die Eltern-

Kammer führte, reckte hoch die schlanken Arme gen Himmel und begann mit lauter Stimme die „heiligen fünf Wunden“ zu beten. Und unter vielen Tränen und Schluchzern plapperten ihr die Kindlein nach in Einfalt, denn sie wußten es nicht auswendig herzusagen. Und das ging lange, lange so, und wenn ihr die zitternden schwachen Arme sanken und die Knie schmerzten und sie zu wanken begann, dann bat sie die Kindlein: „Helft mir beten, stützt mich!“ also daß die beiden Großen sich eng an sie drängten und ihre ausgebreiteten Arme saßten und stützten, gleich wie die Jünger Mosen auf dem Berge, bis seine Feinde besiegt im Tale lagen.

Dann wurde es spät, sehr spät. Das Del im Lämpchen ging zur Neige. Nun waren auch die beiden Großen zu Bett. Der Marquardtlein schlief. Aber das Mineli war noch munter. Angst und Gebet zitterten noch in seinem Seelchen nach. Da vernahm es plötzlich, wie die äußere Türe ging und schwere Schritte in den Gang stampften. Das war der Vater. Und dann die Mutter: „Kommst du?“ Halb Zittern der Angst, halb Vorwurf. Ein Brummen folgte: „Nicht, wo hast wieder das Licht...“ Es klang laut und böß. Die Mutter wieder: „Eben ging's mir aus. Es muß noch warm sein. Schau nur, ich hab bis jetzt gewartet...“ „Gewartet?“ klang's höhnisch wieder. „Braucht's nicht. Geht zum Teufel! Warum geht ihr nicht auch zum Teufel, wie meine Stiere? Geht!“ Ein Klirren, es war etwas zu Boden gestürzt. Ein Fluch folgte. „Das Licht, sag ich, oder...“ Und während das Kind noch erschraf im Herzen und überlegte, klatschte ein häßlicher Schlag aus der Stube herauf und noch einer, ein kurzes Gepolter, Stille, und dann ein Stöhnen. „Mutter, Mutter,“ schreit das Kind, springt aus dem Bett und die Stubenstiege hinunter in die Finsternis und auf die am Boden kauende Gestalt zu, die da leise stöhnt. Hoch und drohend aber steht in der Mitte der Finsternis ein schwärzlicher Schatten, der tief und schwer atmet und wartet. Wie ihm aber im Dunkeln der weiße Schein des Kindleins gleich einem Engellein hin und wider huscht und sich zärtlich und schützend zugleich zur Marei kauert und ihr aus der Dunkelheit mit großen Augen anlänzt, läßt er ab, weichend wie vor einem Schutzengel mit flammendem Schwert, und tastet sich in die Kammer ...

Am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe schritt der Marquardt schon über die Hoffstatt nach dem Langen-Haus. Da klopfte er erst an die Küchenscheibe. Die Bas war auf. Er hätte was mit dem Better Lang zu schaffen, meinte der Marquardt. Da entgegnet die Bas: „Wenn du Streitens halber gekommen bist, wärest du besser drüben geblieben.“ Drauf der Marquardt: er käme nicht Streitens halber, aber des Zinses wegen, und wolle nun gerade heraus haben, ob der Lang ihn zu erwürgen denke oder ob er's noch einmal mit dem Zins tue. Da machte die Bas die Haustüre auf. Der Marquardt aber zählte ihr dreihundert blanke Taler auf den Küchentisch. Soweit also, um einen Ganzen vom Hundert, wolle er dem Lang im Zins nachgehen, so es ihm recht wäre.

Da verschwand die Bas in die Schlafstube hinauf. Gleich darauf hörte man sie mit dem Lang disputieren. „Das ist von den Stieren...“ schimpfte der Lang und

meinte, wenn der Marquardt verkaufen wolle, habe seiner Schwester Mann auch noch ein Wörtlein mitzureden. Noch sei ihr Teil nicht ausgezahlt. Aber die Bas ließ nicht nach: So einen schönen Zins bekomme man nicht alle Tage, und er werde doch nicht ihren leiblichen Bruder durch den Ammann ausbieten wollen.

Nach einer Weile kam die Bas mit rotem Kopf, aber freundlichen Augen wieder herunter, in der Hand ein Fehlein Papier, auf das der Lang eine Quittung für den Zins vermerkt hatte.

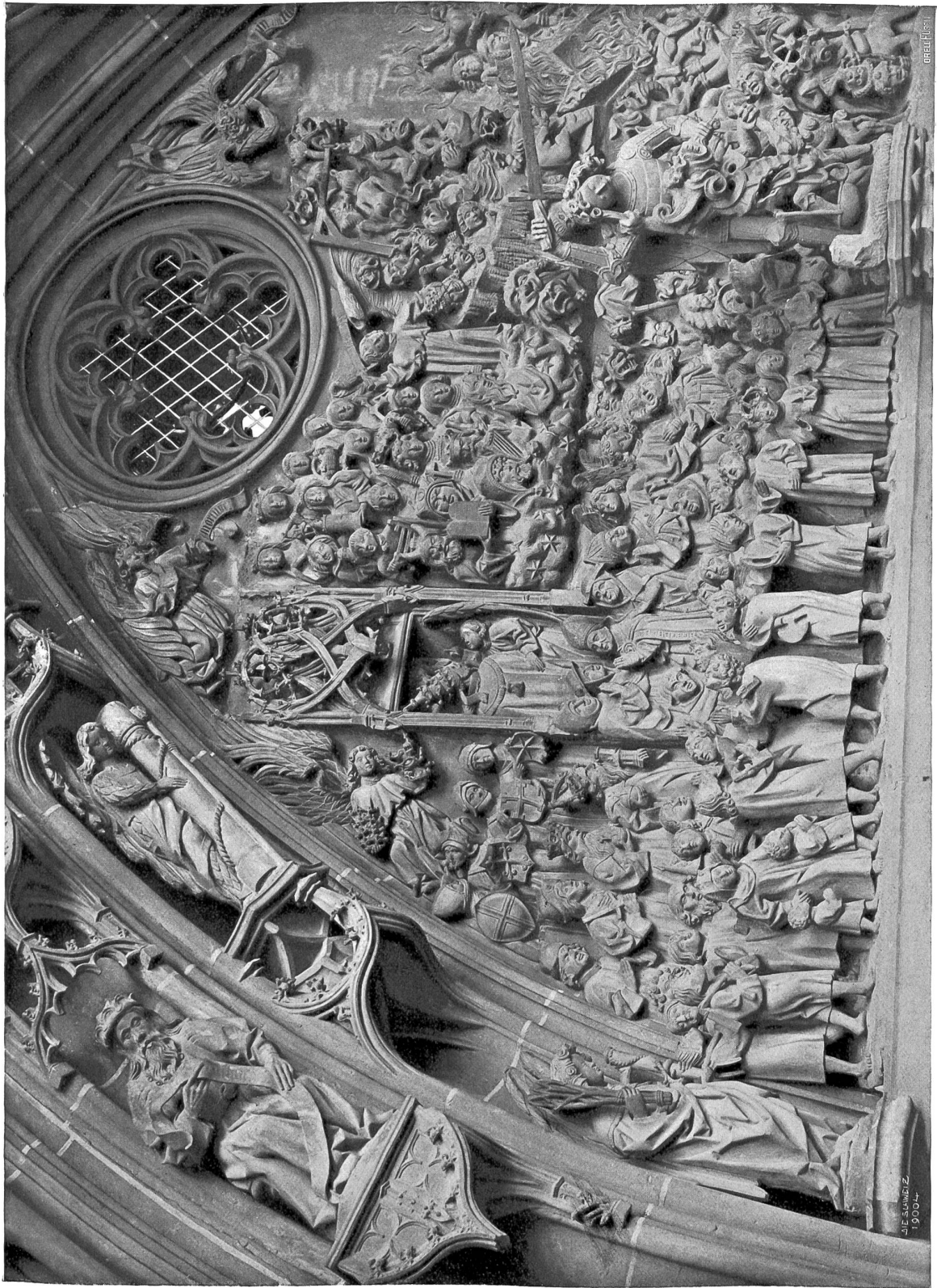
Von der Basen Küche weg schritt der Marquardt geradenwegs über die Hofstatt zu seinem Stall. Noch war daran nur das Tenn umgebaut, groß und geräumig, und es fehlte ihm der hintere Heuboden. Der Stall aber war lang und schmal und alt und krumm geblieben, wie dem Langen sein seliger Vater, der ihn dazumal den Marquardten verkauft. Da standen noch ein halb Duzend Kühelein und etliche Rinder — wie lange wohl noch? Man sah es ihnen an, daß ihrer nicht gut gewartet wurde. Das Knechtlein und die Magd hatte der Marquardt im Herbst kostenhalber fortschicken müssen. Und nun half mitunter ein guter Nachbar beim Melken und Füttern aus, wenn der Marquardt auswärts war — und er war oft auswärts. Wie sollte da ein Viehstand, wie sollte eine Bauernfame gedeihen? Aber das mußte anders werden. Nun hatte er wieder ein volles Jahr Zeit, sich aufzuraffen, ein volles Jahr! Und wenn es gut wurde — o, er wollte schaffen, arbeiten, daß die Knochen krachten, Winters ins Holz, dann in den Acker und in die Ernte. Hatte er nicht noch hinter dem Haus eine volle Tuhart schönsten Pflanzgarten, eine Baumschule mit hundert und hundert schönen frischen Tännchen und jungen Obstbäumen? Da lag ein Kapital. O, diese Dörfler, sie sollten noch sehen!

In derlei Gedanken hatte der Marquardt eifervoll im Stall zu räumen und zu misten begonnen. Etliche Male kamen der Marquardtlein oder das Mineli heimlich ans Stallfenster, kletterten auf das Milchbänkchen und drückten die Nasen an die blind verschmierten Scheiben, um zu sehen, was der Vater da schaffe. Er aber achtete ihrer nicht. Gegen Vormittag endlich band er die großen Fleckkühe vom Trog, führte sie durch die niedere Stalltüre auf die Hofstatt, legte ihnen die Joche über. Drauf zog er den älteren Leiterwagen aus dem Schuppen, warf Säge und Beil hinein, spannte die Tiere vor und fuhr in den Wald.

Wie er auf halbem Wege sich einmal umdrehte, sah er den Marquardtlein auf dem hinteren Ende des Wagenbaumes hocken. Der Alte sagte nichts, schwang seine Peitsche und ließ das Gespann trotten. Aber von Zeit zu Zeit sah er wieder um nach dem hinteren Ende des Wagenbaumes. Wo der Weg zum Teufelswinkel über das Grenzbächlein etwas aufwärts läuft, sprang er ab, und der Marquardtlein folgte seinem Beispiel. Indes der Alte am Weg einen Augenblick anhielt, sich eine Pfeife anzuzünden, schritt der Bub, beide Hände in den Hosentaschen, wie ein Großer hinter dem Wagen her. Als aber die beiden Scheggen am Waldrand zur Rechten einbiegen wollten, lief er hinzu und zog die Große wacker am Halfter, ob sie auch mit der Kühn eigenen Stetigkeit den einmal ins Auge gefassten Ab-

stecher beibehalten wollte. Wenn auch seine Kraft nicht ausreichte, das Gefährte gleich wieder in den rechten Trab zu bringen, und die vier großen Kuhaugen erstaunt und etwas von oben herab das zapplige kleine Menschlein vor ihnen anglohten, das sich da so ungestüm an ihren Hals hängte, so blieben sie doch bodstill stehen, bis der Alte gemächlichen Schrittes gegangen kam und sie mit leichtem Peitschenschwunge in die richtige Fährte zwang. Er liebte das Schlagen nicht, und es tat ihm wohl zu sehen, wie der Marquardtlein bei allem Eifer die Tiere nicht stieß, noch schlug, tief unter dem dunkeln Barte aber lächelte fein und unmerklich der väterliche Stolz.

So kamen sie plötzlich an eine Lichtung, Marquardts Holzplatz. Etliche Tannen lagen da übereinander und streckten steif wie Tote auf einem Schlachtfeld ragend und star ihre Nester wie Arme und Beine in die Höhe. Der Fall dieser Bäume hatte in das dunkle Dach des Waldes eine runde Doffnung geschlagen, durch die jetzt der blaßblaue Winterhimmel hereinklugte. Der Marquardt hielt die Scheggen an und hieß den Marquardtlein mitkommen. Sie traten zu einer währschafsten Beige Reiswellen, die am Rande der Lichtung gegen die ersten Tannen lehnte. Der Marquardtlein faßte gleich an und brachte, mit Schleifen und Zerren, das erste Holzbüschlein über Stämme und klammrige Tannenäste zum Wagen. Das zweite aber trug sich schon besser, und bald wirkte der Marquardtlein so gut wie ein alter Büschelmann. Unterdessen hatte sich der Bauer an das wilde Kirschstämmlin gemacht, das er neulich gefällt und einem Schreiner am See versprochen hatte, ein schön, fast vier Ellen lang Holz und etliche Zoll dick. Und wie er es ansah und anfachte, das war all eins, und wenn es ihm schon das Blut in den Hals trieb, so schwer und so glatt lag es ihm in den Händen, er hätt's nicht gelassen, und ob es ihn einriß. Der Marquardtlein aber stand eine Weile an seiner Reissigbeige, die Hände in den Taschen, und sah dem Nett zu. Dann nahm er gleich eine besonders große Reisselle und schleifte sie über Strauch und Holz zum Wagen, wo der Alte eben seine Last angelehnt hatte und eine Weile schwer atmete. Es lag noch etliches Holz von der Sorte herum, Birken- und Eschenstämmlin. Und der Marquardt faßte sie alle an und lud sie auf seinen Wagen. Aber es war nicht mehr das zornige Reissen darin von vorhin. Wie zwei starke Seile mühsam und nachgebend zerren an der Last, aber unermülich und nie ablassen, so hielten seine Arme zäh und geduldig an den Stämmchen. Warum war es nicht die alte, frohe Kraft von ehemals? Warum war es ihm ein Mühen und kein Spiel mehr? Warum wurde ihm die Brust nicht weit und hoch vor Werkenslust und bohrte sich dies dumpfe zehrende Gefühl tief in den Leib hinein wie ein Messer? O, er kannte das schon. Das war das Glend, das waren die Sorgen. Sie waren in seine Jahre wie ein Hagelschlag ins Blut gefahren, hatten wie gierige Raupen die Krone seiner Kraft abgefressen. Es war keine Freude mehr im Werken für ihn, das fühlte er nun wohl. Für was schaffte er denn noch? Für des Langen Zins? Der Marquardt lachte laut auf, böß und bitter, und warf einen glatten Birkensträmmel, den er eben errafft, im

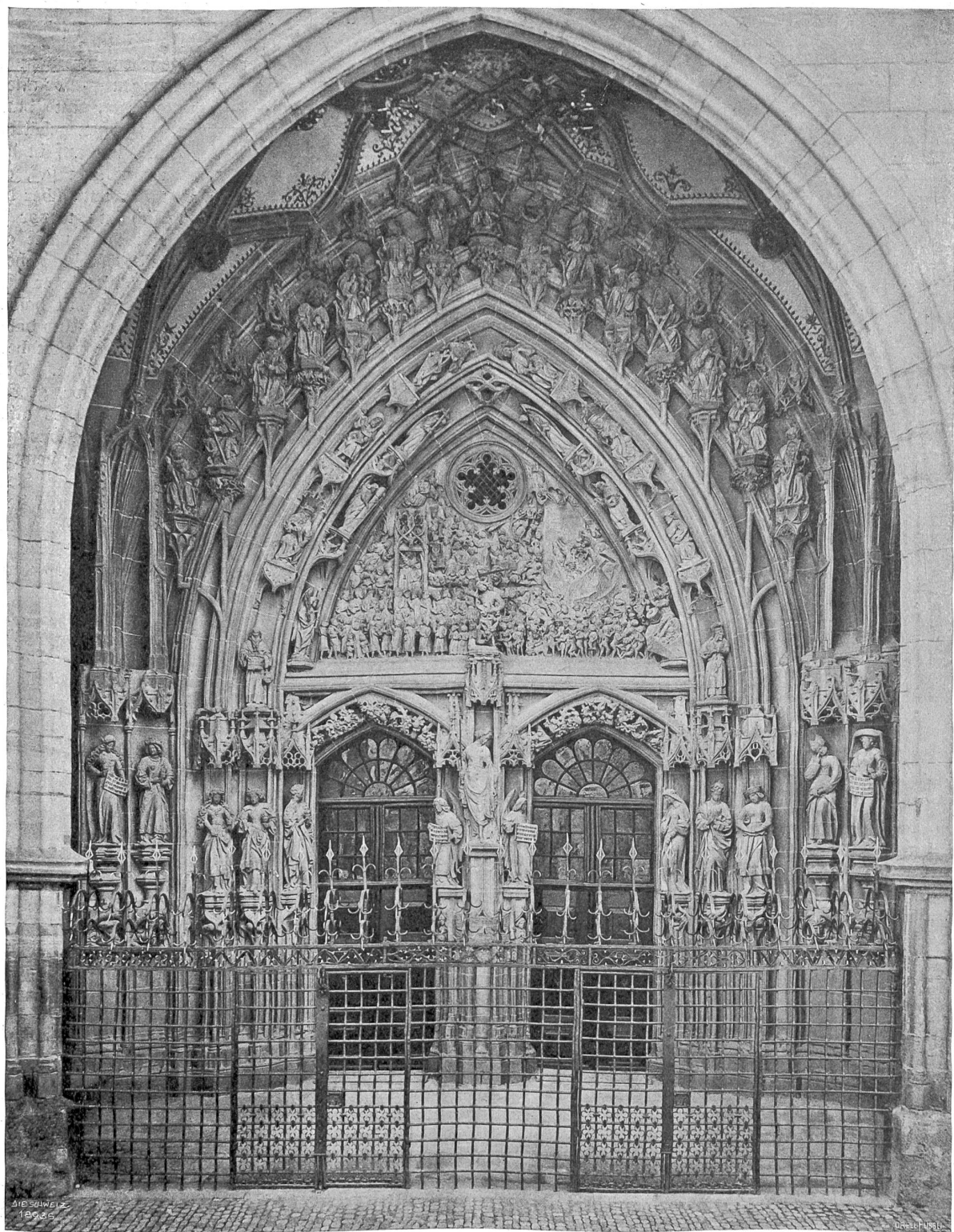


Darstellung des Jüngsten Gerichts am Hauptportal des Mincenmünsters in Bern.

Phot. G. Völgler & Co., Bern.

J. E. S. S. W. Z.
1900

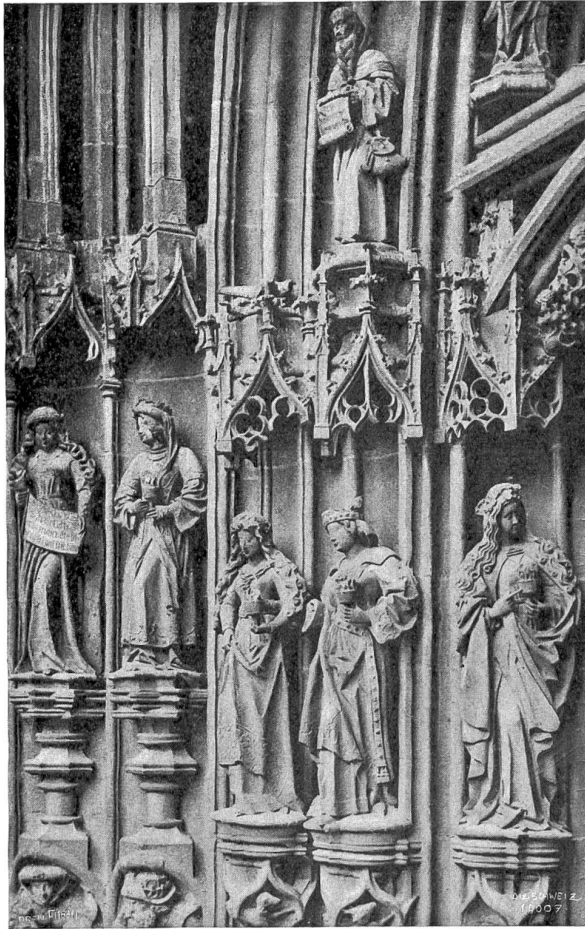
BRUNNEN



Das Hauptportal des Vincenzenmünsters in Bern

Abb. 1. Gesamtansicht.

Aus Stammler, Die Bildwerke in der Hauptvorhalle des Münsters zu Bern (Verlagsgabe des Kunstvereins des Kantons Bern, 1897).



Vom Hauptportal des Berner Münsters Abb. 2.
Die Flugen Jungfrauen. Phot. Franco-Suisse, Bern.

Schwung über die Tannen weg. Und diesmal tat's ihm wohl und war ihm eine Lust, und er hätte wohl den ganzen Leiterwagen voll Trämmel und Reissgwellen über den Haufen schmeißen mögen, wenn ihn nicht der Bub so angesehen hätte. „Was gaffst,“ fuhr er den Marquardtlein an, „wirfst nicht durch mich hindurchgaffen!“ Und nach einer Weile, indes er das Gespann antrieb und mit dem Karren wendete, fügte er ruhig und bitter hinzu: „Schade genug! Würdest die Welt anders sehen. Schade genug, daß ein jeder von vorn anfangen muß!“

Und dann schritt er gleichmütig und versonnen in der Wintermittagssonne neben dem Gespann dem Dorfe zu.

* * *

Es ging schon gegen Ostern. Da traf die Marei auf dem Kirchgang den Better Doktor, der sie aufhielt und ansprach. „Du, Marei,“ begann er — sie duzten sich, denn die Marei war die Pflegetochter seines Vaters gewesen und im Ammannhause aufgewachsen — „wir hätten auf Ostern was zu rüsten, für die Buben.“ Drauf die Marei zum Better Doktor: „Wenn ihr was zu rüsten habt, werde ich wohl kommen müssen.“ Denn sie war eine flinke Näherin, und dazu ging sie nicht ungern in das Haus ihrer Kindheit. Die alte Am-

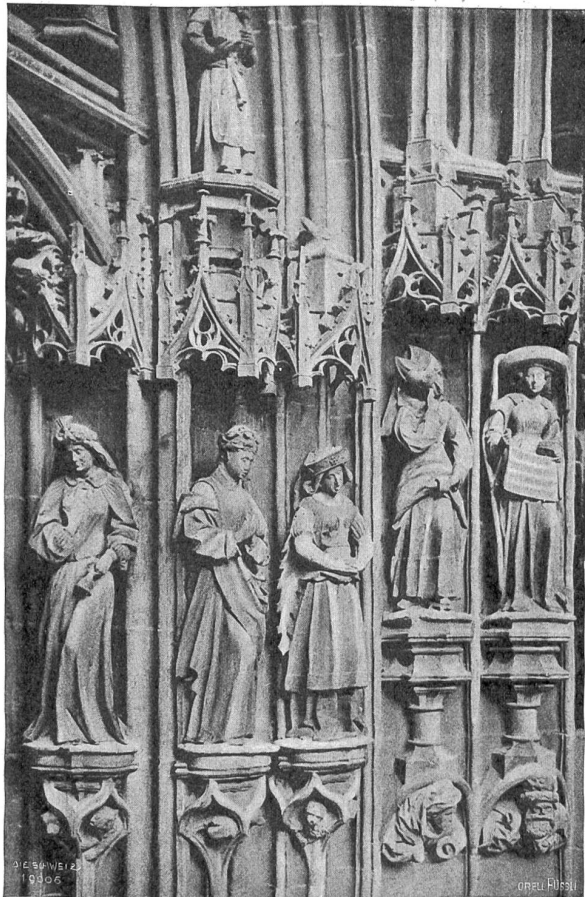
männin, wenn auch etwas hochtragend, bemutterte sie wie einst mit dem ganzen Quäntlein Liebe und Anhänglichkeit, das ihr eigen, und ließ sie spät abends nie anders nach Hause, als sie hätte ihr denn einen tüchtigen Korb voll tausenderlei mitgegeben, von dem sie wußte, daß es in jungen Haushaltungen — vor allem aber beim Marquardt — daran gebracht. Und dann war ihr auch immer, wenn sie in der großen gebälkten Stube an ihrem Lieblingsplatz von Kind auf in der Fensternische zwischen den weißen Gardinen saß, als höre sie noch ab und zu den alten Ammann über die Diele in die Stube stampfen und sich sinnend vor sie hinstellen mit verschränkten Armen und aus der geschweiften Buchsbaumpfeife leichte Wölklein ziehen. „Marei, verdirb dir die Augen nicht,“ pflegte er stets zu sagen, so oft sie nähte. „Ein Mensch mit halben Augen ist gar keiner. Schau nur mich an!“ Und dabei stand er groß und breit vor ihr, ein Bild der Gesundheit, und blinzelte vergnüglich hinter der Brille. Dies Blinzeln hatte sein Sohn, der Better Doktor, geerbt, samt der ganzen Statur. Aber das Herz des alten Ammanns war mit ihm ausgestorben. „So etwas gibt es heutzutage nicht mehr,“ sagten die Bauern; denn er war manchem von ihnen in der Not mit warmer Teilnahme und gutem Rat und noch mit mehr als dem beigespungen, wenn ihnen die Not schon zu Maul und Nase hereinlaufen wollte und sie sich nicht mehr zu helfen wußten. Heut aber waren sie habliche Bauern, die selber die Schuldenbäuerlein plagten, wie man sie einst geplagt. Aber den alten Ammann vergaßen sie nicht, weil sie wußten, daß es ihn nicht mehr gäbe...

Im stillen waren sie froh, daß der Better Doktor nicht war wie sein Alter, und das war nicht die letzte Ursache dafür gewesen, daß man das Ammannsamt in der Familie belassen und dem Doktor übertragen hatte. Der konnte ja auch blinzeln und zuhören wie der Alte, aber er nickte nie, noch half er mit einem ernsten oder lustigen Spruche nach, und so verging den Leuten, wenn er sie mit den großen Brillengläsern anstarrte, das Rebellieren gegen den Lauf des Gesetzes.

Auch die Marei blinzelte er hinter den großen Brillengläsern an, wie er so mit ihr über den Kirchhof schritt — sie war sich des Blinzeln gewohnt, und es war früher, da sie noch ledig gewesen, um etliches munterer und freundlicher vorgekommen. Aber es hatte ihr nie recht behagt. Und auch jetzt, als er ihr mit fürnehmer Handbewegung die Kirchentür aufstap, ihr gar noch den Vortritt anbietend, war er ihr im Grunde widerlich, und sie meinte kurz, der Ammann gehöre voraus. Mit einem hämischen Nicken und Lächeln schritt er ihr voran ins Amt.

Und doch hatte sie ihm manche Hofe und manchen Strumpf gestopft, wie sie's jetzt seinen Buben tat und auch, wie damals, wieder geruhig am Fenster zwischen den Gardinen saß. Aber vor sich im Korbe hatte sie ihr Kleinstes liegen, und das spielte mit den kleinen dicken Fingerchen und den rosigen Füßlein, lachte dazu einmal übers andere hell und fein und guckte wonnig mit den großen blauen Neuglein. Die hatte es vom Marquardt, diese Kinderaugen, die wie zwei blaue Brunnen tief und rätselhaft und doch mit einem freudigen Schimmer in den Tag hineinglänzten. Das

war's, was sie geliebt an ihm und um was sie nun litt. Und als lägen ihr der Marei Träume und Gedanken offen wie ein Buch vor Augen, spann die Mutter Ammann ihr Gespräch daran und an die alte Zeit, wie sich nun alles in Dorf und Haus und auch mit der Marei verändert hätte. Wie man auch gar so gottlos und unehrbar geworden wäre in der neuen Zeit, daß man's an den Jungen in der Schule schon merke, wie die Aeltern Leib und Seele dem Neuen Wesen verschrieben. Das viele in die Schule Laufen und vor allem das Lesen wär' auch nicht gut für die Kinder, insbesondere die Mädchen. Sie seien ja nicht mehr im Hause und entwüchsen einem ganz, lernten keine rechte Handarbeit und hätten auch keine rechte Lust mehr dazu. Statt daß sie zu Hause wären und, wenn durchaus gelesen sein müßte, die Bibel vom Brett nähmen und in der alten gottgewollten Art verharreten. Ganz besonders übel aber wäre es bei den Männern und ihrer Sucht zum Disputieren und Gefäßlein fabrizieren, wobei denn meist die eifrigsten am Maul die säulsten an der Hand seien. Bei solchen Reden pflegte sich die mittelgroße rundliche Frau in ihrem Armstuhl etwas bequem zurückzulehnen, und um die spitze, schöne Nase und den feinen Mund spielte das spöttische hochgetragene Lächeln, das ihr gut stand, wie die gekräuselten ergrauten Haare und die spielerigen Hände. Es hatte alles an ihr etwas Aristokratisches, sogar das etwas massige Bäuchlein, wenn sie so bei einer Tasse Kaffee mit eingezogenem Rücken gleichsam als ein hoher Rat im Stuhle lehrend der Verdauung pflog und über die Zeitläufte urteilte. Und die Marei, die das alles kannte, pflegte über ihrer Arbeit sinnend hin und wieder wie beifällig zu nicken, als ob ihre Gedanken dabei wären und nicht in ganz andere Fernen spazierten. Dies Nicken aber war's gerade, was der Mutter Ammann gar so wohl gefiel, daß sie in ihrem Geist der Ablehnung bestärkt gewöhnlich mit dem gewichtigen Satz schloß: „Und dein Marquardt ist gerade auch so einer, samt dem Großrat und dem Baron!“ Mit dieser Feststellung war wohl meist dann das Thema erschöpft. Nur heute nicht. Die Marei merkte wohl, wie die Mutter Ammann nach etwas suchte, nach einem schließlichen Ende, um einen neuen Faden Gesprächs dran-zuknüpfen. Und an diesem neuen Faden zog sie den Better Lang in den Disput, wie er ein gewerkiger Mann wäre, der sein Sach beifammen hielte und sich sorgte und schaffte und hundete, um sein Gut zu mehren. „Ja, das ist einer,“ betonte die Mutter Ammann; „ich begreife heut noch nicht, wie du ihn hast laufen lassen können. Nun sähest du geborgen und getrost. Was ist aus dem Marquardt und seinen Stieren, seinem Baumgarten und seinen Musterädern geworden? Alle Tage was Neues hat er geschafft und dabei nichts geschafft, als daß er nach Kostniz gelaufen ist zum Pflanzgarten und hat alberne Ideen heimgebracht, statt sich ans alte, gesunde Bauerntum zu halten. Und was hat's ihm eingetragen als Schimpf und Schand und Haß im ganzen Dorf. Aber sein Alter ist schon ein Höfner und Krittkler gewesen und hat seinen Kopf immer höher als andere getragen!“ Die Marei schwieg, die Mutter Ammann aber ließ ihre Worte wirken und hub dann wieder an: „Du hast viel über den Lang vermocht. Es



Vom Hauptportal des Berner Münsters Abb. 3:
Die trübsaligen Jungfrauen. Phot. Franco-Suisse, Bern.

ist wahr, daß ihn jetzt der Geizteufel reitet, aber du hättest viel über ihn vermocht. Warum ziehst du ihm jetzt ein Gesicht wie ein Schermauser, wenn er dir über den Weg läuft? Du vermöchtest viel über ihn, wenn du ihm nur ein gutes Wort schenkest. Aber du hast auch den Steckkopf wie dein Vater, der Lehrer, Gott hab ihn selig.“ Ueber das blasse Gesicht der Marei huschte es wie eine rote Wolke: „Frau Mutter, was meint Ihr, eine Mutter mit fünf Kindern wird den Bauern Augen zuwerfen?“ Die Mutter Ammann darauf: „Wer redet von den Bauern; aber dem Lang ein gut Wort gönnen, das tüt ihm und dir not. Je mehr du aber bockst, umsomehr wird er euch zu Haß annehmen.“ „Mag er's tun, wenn es ihm hilft,“ tönte es wieder gelassen von der Marei; aber ein leises Zittern lag in ihrer Stimme. „Als ob er's um dich verdient hätt'. Was kann er denn für seine roten Haar und daß er mager und lang ist wie eine gebogene Latte, heißt er doch der Lang ...“ Aber die Marei ließ die Mutter Ammann nicht ausreden. „Mutter Ammann,“ sagte sie und hob ihr Gesicht grad zu ihr auf mit großen Augen, „ich sag Euch, er hat's verdient um mich, der Lang, und nun dringt nicht weiter in mich ... Sehet, die Hosen sind wieder wie neu, der Bub wird sie zu Ostern am nachheiligen Tag gar in die Kirche tragen können!“ Aber die Mutter Ammann konnte von ihren

Gedanken nicht lassen. Sie schaute der Marei noch lange zu, sprach aber wenig. Es war ihr zu Mute wie damals, als die Marei den seligen Ammann in die Stube bat und ihm eröffnete, daß sie nun und nimmer den Lang nähme. Daß ihr aber der Marquardt einen Verspruch getan und sie ihm in die Eh' zu folgen denke. Heut wie damals sah sie wieder ein liebes Gespinnst, das sie so fein gefädelt, zerreißen am Eigensinn der Menschen, und so viele Jahre es her war, staunte sie noch immer, daß solcher Mangel an Einsicht und Verstand zum eigenen Glück unter Menschen möglich wäre.

Als die Marei abends sich daran machte heimzu-

kehren, trat die Mutter Ammann unter der Haustüre mit dem großen Henkelkorb voll Sachen zu ihr. Sie rümpfte die schöne Nase, wie sie zu tun pflegte, wenn sie lächelte, und verzog etwas hämisch den Mund. Kerzengerad, mit eingezogenem Rücken und behäbig stand sie und meinte: „Nimm's halt mit, Marei; weil wir's immer so gehalten haben.“ Und die Marei: „Es ist nicht nötig für die paar Flic, Mutter Ammann.“ Und diese wieder: „Wenn's nicht nötig wäre, hättest du noch mehr dran. Nimm's so, weil du's brauchst.“ Und damit trat sie mit einem kurzen Nicken ins Haus zurück.

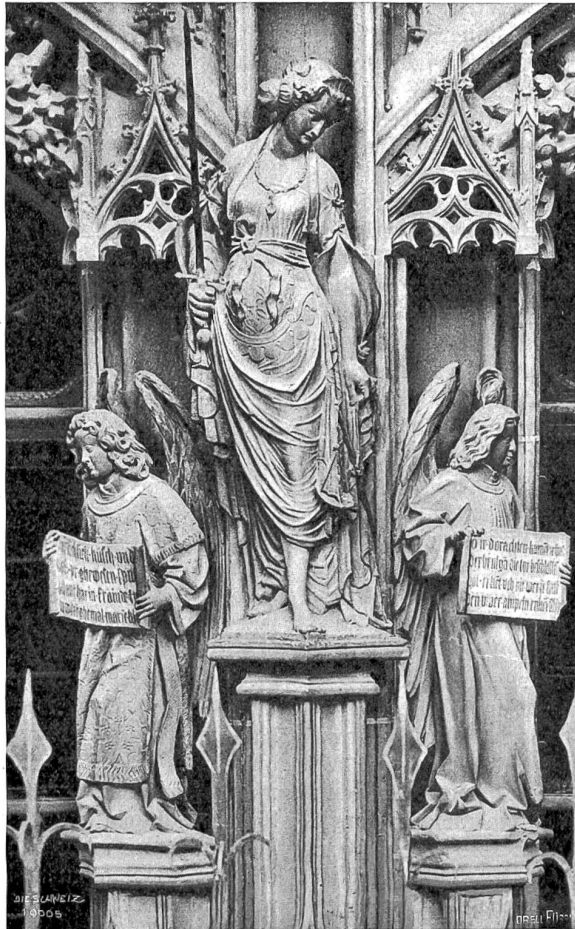
(Fortsetzung folgt).

Dom Hauptportal des Vincenzenmünsters in Bern.

Mit einer Kunstbellege und elf Abbildungen im Text.

Als im letzten Dezennium des fünfzehnten Jahrhunderts der Münsterturm, sich senkend, den Bernern schwere Sorge schuf und sie die Hilfe auswärtiger Meister anrufen ließ, da schrieb der Stadtphysicus Rüd, genannt Valerius Anshelm, in seine Chronik zum Jahr 1495 die Worte: „... was da Werkmeister Erhard Rüng, ein niederländischer Westwäler, zum Bild = me dann zum Bauwerk geschickt, wie auch das von im gemacht groß Portal und des Buws Inzug anzeigend.“ Der Vorwurf, als Baumeister weniger geschickt denn als Bildner zu sein, wäre an sich nicht schlimm für einen Künstler von dem hohen Rang, den sein Werk im „Inzug“, d. h. im Eingang des Münsters unserm Rüng anweist — es bliebe für den tüchtigen Baumeister noch reichlich übrig. So aber hat es der lakonische Chronist kaum gemeint, und sein Wort tat einem Manne unrecht, auf den seine neue Vaterstadt aus mehr als einem Grunde stolz sein durfte — außer der eignen Unverzagtheit dankte es Herr Adrian von Bubenberg vorab Rüngscher Befestigungskunst, wenn er sein hart beranntes Murten so ehrenvoll zu halten vermochte, daß selbst im Feindeslager die Bewunderung laut wurde: „Si deffendono molto bene,“ schrieb

Panigarola seinem Herzog nach Mailand. Im April 1476 dankt der Rat denn auch in warmen Worten Meister Erhard für seinen in Murten Tag und Nacht bewährten Treu und Fleiß. Die Schuld an dem Turmunheil aber traf keineswegs Rüng — die ungenügenden Fundamente waren des großen Matthäus Enfinger Vermächtnis. Ein guter Baumeister sicherlich, hat sich unser wohl um 1458 nach Bern gekommener „Westwäler“ auch als Künstler ein Denkmal gesetzt, das noch wir Heutigen nicht ohne hohe Bewunderung schauen. Nicht daß der Vorwurf zum Bildwerk des Portals, das Jüngste Gericht, ein seltener wäre. Damaliger und älterer Kirchen-



Vom Hauptportal des Berner Münsters Abb. 4.
Sustititla auf dem Mittelpfeiler. Phot. Franco-Suisse, Bern.

kunst durchaus geläufig, erscheint er in beiden Freiburg, an den Enfingerbauten zu Ulm und Eßlingen und an zahllosen andern Kirchen. Wohl nirgends aber erhebt sich die plastische Darstellung zu so unmittelbarem Ausdruck dramatischen Geschehens, zu so gewaltiger Komposition und gleichem figürlichen Reichtum wie hier.

In drei Rehen hübsch sich verengend, steigt die Portalumrahmung über zweigeteilter Türfläche zu hohem Spitzbogen an. Die Winkel zwischen Portalwand und Seitenwänden füllen zwei schmale Schrägflächen. In diesen und in den drei Portalkehlen stehen unter zierlichen Baldachinen zu jeder Seite der Tür fünf Frauengestalten (s. unj. Abb. 2 und 3) — die klugen und die törichten Jungfrauen des Gleichnisses, mit dem der Künstler in den Grundgedanken des Ganzen, die Scheidung von Gut und Böse, einführt. Mit leeren Ampeln wehlagen zur Rechten, durch ihre Nachlässigkeit um die Brautwommen betrogen, die Fünfe. „Ach und we, das wir auch nit ole hand. Gend uns zo kouffen, dz wir mit uch ihen gand“ — die Bitte, von der Neuzersten auf einer Schriftrolle vorgehalten, bleibt unerhört: „Unser oel ist nit feil, das irs wol verstant, gond reichendh bj den Koffern (Käufern) dies feil hant“ lautet die Antwort. Jeder Gruppe wendet sich vom schöngegliederten Mittelpfeiler (s. Abb. 4) ein Engel zu, dessen Schriftrolle den Lohn der Wachsamkeit hier, die Strafe der Lässigkeit dort verkündet ... Nach Sinn und Stil der ganzen Komposition fremd steht zwischen diesen Engeln auf etwas erhöhter Konsole in den Formen der Renaissance das Bild der irdischen Gerechtigkeit. Werkmeister Daniel Heinz der Ältere, der auch das Mittelschiffgewölbe „glücklich und wohl nach Gevallen miner Herren“ errichtet, hat es 1575 an die Stelle eines unbekanntem Vorgängers gesetzt. Dr. Stank in seinem „Münsterbuch“ rät auf